



LUZERNER UNIVERSITÄTSREDEN NR. 31

Prof. Dr. Valentin Groebner und Dr. Michael Blatter

Tell – ein Held unterwegs

31

Autoren

Prof. Dr. Valentin Groebner

lehrt seit März 2004 als ordentlicher Professor für Geschichte mit Schwerpunkt Mittelalter und Renaissance an der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Luzern.

Dr. Michael Blatter

Der promovierte Historiker hat an den Universitäten Basel und Luzern Geschichte studiert und leitet seit 2008 das Stadtarchiv Sursee.

Impressum

Herausgeber

Rektor der Universität Luzern

Herausgeberbeirat

Dekane der Fakultäten

Redaktion

Dr. Markus Vogler

Layout

Daniel Jurt

ISBN 978-3-9524874-3-3

September 2018

Publiziert mit freundlicher Unterstützung von Prof. Dr. Peter von Moos

Inhalt

Valentin Groebner und Michael Blatter

Tell – ein Held unterwegs 7

Titel früherer Universitätsreden 19

Tell – ein Held unterwegs¹

Prof. Dr. Valentin Groebner und Dr. Michael Blatter

Er ist wahrscheinlich der bekannteste Schweizer. Migrationshintergrund hat er auch. Aber was kann Wilhelm Tell eigentlich am besten, ausser Schiessen? Sich verwandeln. Denn das ist der Stoff, aus dem die Helden gemacht sind.

1.

Tell kommt in einer Kanzlei zur Welt, im Büro. Das Jahr ist 1470, und Hans Schriber in Sarnen hat Sorgen. Hans Schriber ist – sein Name könnte kaum passender sein – Landschreiber des eidgenössischen Standes Unterwalden ob dem Wald, kurz Obwalden. Er sitzt in seiner Kanzlei in Sarnen und muss eine Lösung finden für ein juristisches Problem. Im Jahr zuvor, 1469, hat der römische Kaiser Friedrich III. über alle eidgenössischen Stände die Reichsacht ausgesprochen. Das ist für die Geächteten nicht nur schlecht fürs Image, sondern eine reale Bedrohung. Geächtete verlieren alle Ansprüche auf die ihnen bisher zustehenden Rechte, Privilegien, Freiheiten und Regalien. Allen Untertanen des Reiches steht es frei, ihre Güter zu beschlagnahmen, gegen sie im Namen des Kaisers legitimen Krieg zu führen und sich alles anzueignen, was sie dabei erobern.

Hinter der Reichsacht von 1469 steht der Habsburger Herzog Sigmund. Er will alle habsburgischen Rechte und Güter in den Innerschweizer Orten, in Zug, Luzern, im Aargau und im Thurgau zurück. Die Habsburger haben ihre Ansprüche an Rechten und Ländereien, die sie im Verlauf der letzten hundert Jahre an die Eidgenossen verloren hatten – bei all den Kriegen, Waffenstillstandsverhandlungen, Verträgen, Vertragsbrüchen, Provokationen und Polemiken und erneuten Kriegen vom Sempacherkrieg 1386 über die Eroberung des Aargaus oder des Thurgaus bis zum Zürichkrieg 1445 – nie aufgegeben.

¹ Beim Text handelt es sich um ein Referat an der Tagung «Ende der Alpenrepublik? Wilhelm Tell begegnet Andreas Hofer» vom 27. April 2018, veranstaltet vom Historischen Seminar der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Luzern anlässlich der Emeritierung ihres langjährigen Mitarbeiters Titularprofessor Dr. Jon Mathieu.

1415, als die Eidgenossen den habsburgischen Aargau erobert hatten, haben die Eidgenossen zwar das Archiv der Habsburger behändigt, die unbequemsten Urkunden gleich vor Ort vernichtet und den Rest im Luzerner Wasserturm eingelagert. Trotz Verlust ihres Archivs sind die Habsburger 1469 im Reichsachtsverfahren gegen die Eidgenossen aber immer noch sehr gut dokumentiert. In einer 80 Seiten dicken Sammlung belegen sie detailliert die habsburgischen Rechtsansprüche in den eidgenössischen Orten und all die Rechtsbrüche der Eidgenossen. Und bringen damit die Eidgenossen in kaiserliche Reichsacht. Eine Reichsacht ist kein abschliessendes Urteil, sondern auch Aufforderung und Gelegenheit für die Geächteten, Belege und Argumente für die eigene Position zusammenzustellen.

Hans Schriber, der Landschreiber von Obwalden, macht sich 1470 also an die Arbeit. Er schreibt alle Privilegien, kaiserlichen Urkunden, Bündnisverträge und Schiedsgerichtsurteile, die den Stand Obwalden betreffen, in ein schönes, neues Kanzleibuch, das heute so genannte «Weisse Buch von Sarnen». Die heftigen habsburgischen Anschuldigungen – Aneignung fremden Eigentums, Rebellion, Mord, Rechtsbruch – sind für die Eidgenossen nicht neu. Sie wehren sich dagegen seit Jahrzehnten mit zwei Argumenten. Einerseits betonen sie den Machtmissbrauch habsburgischer Vögte und Herren, die Misshandlung von Frauen und illegale Willkür. Andererseits verweisen sie auf ihre alte Reichsfreiheit, auf kaiserliche Privilegien, die bestätigen, dass sie reichsunmittelbar, d.h. niemand anderem Untertan seien als eben dem römischen Kaiser – und damit alle habsburgischen Ansprüche ohnehin hinfällig.

Eine solche Urkunde, die Reichsunmittelbarkeit bestätigt, können viele eidgenössische Orte vorweisen. Uri hat eine von 1231, Schwyz eine von 1240. Unterwalden hat nichts Vergleichbares vorzuzeigen. Auch spätere kaiserlichen Urkunden, die Obwalden Reichsunmittelbarkeit belegen sollen, sind nicht über alle Zweifel erhaben. Es sind kaiserliche Bestätigungen von Urkunden zur Reichsunmittelbarkeit, die Obwalden gar nie erhalten hat – das zeigen gerade all die im Weissen Buch von Sarnen zusammengetragenen Urkunden sehr deutlich.

Eine solche Lücke ist 1470 für einen Ort in der Reichsacht ein echtes Problem. Hans Schriber ist schon lange genug Landschreiber und kennt die brutale Realpolitik im römischen Reich seiner Zeit gut genug, um zu wissen, wann ein Argument schwach ist, oder schmerzlich fehlt. Ganz hinten im Weissen Buch von Sarnen fügt er einen neuen Text in sein Kanzleibuch ein. Es ist keine Abschrift einer Urkunde oder eines Vertrags, sondern eine Geschichte. «Der anefang der drüer lendern Uri Switz und vnderwalden», eine 25 Seiten kurze Chronik der drei eidgenössischen Stände Uri, Schwyz und Unterwalden vom antiken Rom bis anfangs des 15. Jahrhundert. «wie sy da har gar Erlich komen sind Zum Ersten / So ist vre das erst / land das von eim römschen rych enpfangen hat / das jnnen gönnen ist / da ze rüten vnd da ze wönen / Dem nach so sind römer kömen gan vnderwalden / den hat das römsch rych oüch da gönnen ze rüten vnd da ze wonen / des sind sy gefryet vnd begabet / Dar nach sind kömen lüt von Sweden gan Swytz das dera da heim ze vil was / die enpfingen von dem römschen rych die fryheit / vnd würden begabet da ze bliben ze rüten vnd da ze wonen».

Reichsfreiheit für alle drei also, vergeben schon zu Zeiten des antiken Rom. Später, sehr viel später dann seien die Habsburger Vögte, Tiroler, gekommen, diese hätten die drei Länder als Vogtei vom Reich erhalten, «das sy die lender mit truwen sollten bevögten zu des richs handen / Sy taten aber das nit». Nein, im Gegenteil, diese Vögte «triben grössen mütwillen vnd anders denn sy gelöbt und verheissen hatten / vnd giengen tag vnd nacht da mit vmb wie sy die lender vom rich bringen möchten ganz in jren gewalt». Das ist die entscheidende Stelle: Die Länder vom Reich bringen, das heisst, dem Kaiser wegnehmen, was dem Kaiser gehört. Die Vögte wollen Uri Schwyz und Unterwalden vom Reich, vom Kaiser stehlen. Zudem regieren Vögte nicht, wie es sich gehört, sondern mutwillig, moralisch verwerflich. Sie stehlen – Ochsen dem Arnold von Melchtal, das steinerne Haus dem Stauffacher – und sie misshandeln – Melchtals Vater stechen sie die Augen aus – und sie stellen Frauen nach – der Frau von Altzellen. Und Gipfel der Willkür, des Machtmissbrauchs, der Unmoral und der Illegitimität: Sie zwingen einen Vater, seinem Sohn den Apfel vom Kopf zu schiessen, nachdem der den Hut des Gessler nicht gegrüsst hatte – Tell.

Tell darf und muss sich rächen. Er erschiess den bösen Landvogt Gessler in der hohlen Gasse. Zusammen mit anderen Mitverschwörern – sie hatten sich auf dem Rütli verschworen – erobern sie die Burgen und verjagen die Vögte, «das sy meister wurden». Das ist die Pointe. Weil die Vögte die drei Länder dem Reich und dem Kaiser hatten stehlen wollen und derart verwerflich und unmoralisch regiert hatten, war es für treue Untertanen des Kaisers nicht nur rechtmässig, sondern sogar Pflicht, diese Vögte zu vertreiben und ihr Land dem Kaiser zu bewahren – und sei es mit Mord.

Eine Geschichte, fast schon besser als eine richtige Urkunde. Ob sie habsburgische Juristen überzeugt oder immerhin von fehlenden Obwaldner Urkunden abgelenkt hätte, wissen wir nicht. Vier Jahre nachdem Hans Schriber die Tellsgeschichte in das Kanzleibuch geschrieben hat, rüsten die Habsburger und die Eidgenossen für einen Krieg. Aber nicht gegeneinander, sondern miteinander gegen einen anderen Gegner, Karl den Kühnen, Herzog von Burgund, der beide aus Westen bedroht. Für diesen Krieg schliessen Habsburger und Eidgenossen Frieden, die sogenannte ewige Richtung. Darin verzichtet Habsburg auf alle alten Rechtsansprüche in den eidgenössischen Orten. Hans Schriber trägt die Ewige Richtung ebenfalls ins Weisse Buch von Sarnen ein. Die Reichsacht verschwindet in der Schublade. Tell hat ausgedient, noch ehe er zum Einsatz gekommen ist – und könnte eigentlich auch in der Schublade verschwinden. Aber Tell bleibt nicht im Weissen Buch von Sarnen auf Seite 447 zwischen Buchdeckeln stecken: Im Gegenteil.

2.

Im Weissen Buch von Sarnen findet sich zwar der älteste Beleg für den Namen «Tell». Die Geschichte selbst ist allerdings wesentlich älter. Mit dem Alpenraum oder der Inner-

schweiz hat sie nichts zu tun. Denn zum ersten Mal in Europa aufgeschrieben wird sie fast dreihundert Jahre früher an einem ganz anderen Ende des Kontinents. Am Hof des dänischen Bischofs in Roskilde wird zwischen 1185 und 1200 die «Gesta Danorum» verfasst, die Chronik der Heldentaten der dänischen Könige. Niedergeschrieben hat sie ein Geschichtsschreiber namens Saxo, der wegen seines guten Lateins den Beinamen «Grammaticus» trägt. Hier erscheint die Geschichte vom Meisterschützen, der gezwungen wird, den Apfel vom Kopf seines eigenen Kindes zu schießen, und der dann dafür Rache nimmt. Saxo siedelt die Begebenheit im 10. Jahrhundert an, unter der Regierung des norwegischen Königs Harald Blauzahn. In verschiedenen Varianten erscheint das Motiv auch in anderen nordischen Sagen des 13. und 14. Jahrhunderts, die in isländischen und färöischen Liedern überliefert sind. Dort wird der Held schrecklichen Prüfungen unterworfen, muss mit seinem Pfeil eine Nuss auf dem Kopf seines Sohnes treffen und sich als Kampfschwimmer bewähren. Auch der kühne, riesige Sprung, mit dem sich der Held aus der Gefangenschaft befreit, kommt in diesen Sagen vor. Allerdings macht Toko, Palna-Toki oder Heming Aslaksson – so heisst der Held in den verschiedenen Varianten dieser Erzählung – ihn auf Skiern. Die lässt er auf seiner Reise in die Schweiz dann in Skandinavien zurück.

Gute Geschichten sind fliegende Teppiche, schnelle Verkehrsmittel, die ohne weiteres grosse Entfernungen überwinden können; und während sie sich in Bewegung setzen, verändern sie sich. Denn auch Saxo ist nicht der erste, der die Geschichte vom Apfelschuss niederschreibt. In den Norden Europas gelangt ist sie vom Mittleren Osten, dem heutigen Iran. Zum ersten Mal erscheint sie in dem Versepos «Mantiq attair» (Die Konferenz der Vögel), das der persische Sufi-Dichter Farid ud-Din Attar Ende des 12. Jahrhunderts verfasst, vermutlich um 1177. Unter den vielen Geschichten, die sich die Vögel auf der Suche nach ihrem König gegenseitig erzählen, ist auch die vom stolzen Herrscher, der sich so sehr in die Schönheit eines seiner Sklaven verliebt, dass er ihn nicht von seiner Seite lässt. Der König ist stolz darauf, der sicherste Schütze im ganzen Reich zu sein. Er ist sich derart sicher, sein Ziel nie zu verfehlen, dass er einen Apfel auf den Kopf seines geliebten Favoriten platziert und die Frucht mit einem Pfeil durchbohrt.

Es ist unbekannt, auf welchen Wegen dieses Erzählmotiv vom nordöstlichen Persien nach Dänemark und von dort in die Innerschweiz gelangt. So exotisch und weit weg der Mittlere Osten des 12. Jahrhunderts modernen Europäern erscheinen mag, von dort kommen noch andere Erfindungen, die sich in denselben Jahrhunderten im christlichen Europa zwischen Norwegen und Sizilien rasch verbreiten, und zwar so schnell und selbstverständlich, dass wir heute über deren persische (oder genauer, indische) Ursprünge nicht nachdenken – das Schachspiel zum Beispiel, oder die Zahlen, mit denen wir rechnen.

3.

Tell ist also kein Freiheitskämpfer. Er ist auch kein Gründervater, Attentäter oder Revolutionär. Er ist die griffige Hauptfigur einer guten Geschichte. Eine Geschichte ist deswegen eine gute Geschichte, weil sie immer wieder neu erzählt werden kann. Der Mann mit der Armbrust ist ein Agent, unterwegs im Auftrag derjenigen, die seine Geschichte erzählen. Deswegen bekommt er im Laufe seiner Karriere nicht nur wechselnde Namen, sondern auch sehr verschiedene Gegner, Familienangehörige und Verbündete.

Als Wilhelm im Jahr 1512 im «Urner Tellenspiel» zum ersten Mal auf der Bühne steht, ist er Römer. Wie die Vergewaltigung der Lucretia im antiken Rom den siegreichen Freiheitskampf gegen den Tyrannen ausgelöst habe, heisst es in den ersten Zeilen des Stücks, so sei die Tat des Tell das Signal für die Befreiung der Eidgenossen gewesen. Die tapferen Einwohner von Uri und Unterwalden seien nämlich Nachfahren der römischen Republik, weiss der anonyme Autor, und Tell beschwört im Stück dann auch als einer von drei Eidgenossen zusammen mit Stauffacher und Arnold Melchthal den ewigen Gründungsbund der Eidgenossenschaft. Der böse österreichische Landvogt aber, der für Hans Schriber dreissig Jahre früher noch so wichtig gewesen war, hat im Altdorfer Tellenspiel Namen und Herkunft eingebüsst. Er wäre auch politisch unpassend, die Eidgenossen sind 1512/1513 enge Verbündete der Habsburger, fette Soldaufträge und Lobbyistenhonorare inklusive. In späteren Versionen ist er dann vollständig weggefallen. Feindbilder als Leerstellen sind allerdings unbefriedigend. Gegen welche tyrannische Macht muss Tell sich und die Seinen denn dann verteidigen?

Das hat auch Aegidius Tschudi Sorgen gemacht, adeliger Landvogt im Kanton Glarus, der noch einmal eine Generation später, Mitte des 16. Jahrhunderts, seine grosse Geschichte der Schweiz aufgeschrieben hat. Er mag die Legende nicht. Tschudis Eidgenossenschaft war immer schon von Adelligen regiert gewesen: «Von» Melchtal, «von» Stauffacher und Walter Fürst «von» Uri heissen bei ihm die drei Ur-Eidgenossen. Das noble «von» ist genau so gemeint. Tell ist nicht mit von der Partie und trägt auch kein «von». Bei Tschudi ist Tell ein Outlaw, und die Gründung der Eidgenossenschaft nicht wegen, sondern trotz der Ermordung des Landvogts eine Erfolgsgeschichte.

Tschudis dicke Chronik verstaubt aber erst einmal in der Schublade, während die Erzählung der Gründung der Eidgenossenschaft durch die «drei Tellen» das ganze 16. Jahrhundert hindurch fleissig wiederholt und immer weiter ausgeschmückt wird. Eine Geschichte ist eine gute Geschichte, wenn sie demjenigen, der sie erzählt, neue Möglichkeiten verschafft. Wer als Tell auftritt, hat nämlich immer das Recht auf seiner Seite. Das haben auch die Luzerner und Berner Untertanen verstanden, die in der Mitte des 17. Jahrhunderts, hundertfünfzig Jahre nach Aegidius Tschudi, auf ihre vielen demütigen Bittschriften an die Obrigkeit für Steuererleichterungen in der Krise immer nur abschlägige Antworten erhalten. Als eine Delegation der Luzerner Regierung 1653 das unruhige Landgebiet be-

sucht, marschieren mehr als zweitausend Bauern auf, an ihrer Spitze ihre Anführer in historischen Mittelalter-Kostümen, inklusive Armbrust. Damit die Regierungsmitglieder die Botschaft auch wirklich verstehen, wird vor dem Wirtshaus, in dem sie Quartier bezogen haben, die ganze Nacht über ein Lied von Wilhelm Tell gesungen.

Die Aufständischen erklären sich selbst zu legitimen Nachfolgern des legendären Tell und verwandeln ihre Obrigkeit, die Luzerner Ratsherren, damit in tyrannische Vögte. Der Luzerner Regierung hat das verständlicherweise nicht gefallen. Trotz strenger Ermahnungen greift der Aufstand auf immer grössere Gebiete über; im Frühsommer 1563 fügen im Namen der Eidgenossenschaft mobilisierte Truppen den Rebellen zwei vernichtende Niederlagen zu. Auch die Darsteller der Tellen müssen untertauchen. Einer flieht ins Ausland und wird durch einen Mitverschwörer ersetzt. Im September 1653 lauern diese drei hinter dem Dorf Schüpfheim zwei Abgesandten der Luzerner Regierung auf. Der eine wird tödlich getroffen, sein Kollege – ranghöchster Beamter der Stadt und deswegen wohl das eigentliche Ziel des Attentats – nur am Bein verletzt. Es schießt eben nicht jeder so gut wie das historische Vorbild.

Die Regierung verlegt neue Soldaten nach Schüpfheim, und die Jagd auf die Tellen beginnt: Kopfgelder werden ausgesetzt, die Frau eines der Gesuchten gefoltert. Im Oktober 1563 werden zwei der Tellen in einer Scheune gestellt, eingekesselt und erschossen. Der überlebende Dritte wird hingerichtet und sein Kopf auf dem Luzerner Stadttor aufgespiesst; seine beiden toten Kollegen in der Stadt noch einmal vom Henker enthauptet und danach gevierteilt, ihre Körper verbrannt und an einem geheimen Ort begraben. Ihre Häuser werden dem Erdboden gleichgemacht. Und das Absingen des Liedes von den drei Tellen wird bei strengster Strafe verboten.

Der Mann mit der Armbrust, der neunzehn Jahre später, im September 1672 in Zug bei der Uraufführung des Dramas «Bild der Eidgenossenschaft» von Johann Caspar Weissenbach die Bühne betritt, hat deswegen nichts mit den bäuerlichen Untertanen zu tun. Tell als Befreier taucht nur kurz im ersten Akt auf; nach dem Apfelschuss beschwört er als einer von drei Eidgenossen den eidgenössischen Bund und mahnt als Stimme der Vernunft seine heissblütigen Mitverschwörer zur Geduld. Danach steigt die junge Eidgenossenschaft, personifiziert in der Figur der Helvetia, durch Kriegsglück zu grosser Macht auf, das aber am Ende des dritten Akts schon getrübt wird. Im vierten und fünften Akt treten die drei Ur-Eidgenossen erneut auf, aber nicht die richtigen, sondern als ihre eigenen bösen Kopien, «falsche Tellen», wie der Autor sie nennt. Die kranke Helvetia fällt in tiefen Schlaf. Zum Glück erscheinen ihr die drei richtigen Tellen im Traum; ein frommer Eremit tritt auf und bittet um Vergebung, und am Schluss wird alles gut.

Nicht einer, sondern sechs Tellen auf der Bühne, drei richtige und drei falsche: Da konnte man schon den Überblick verlieren. Zwei Jahrhunderte nach seinem ersten Auftritt hat sich der legendäre Armbrustschütze endgültig vervielfältigt. In den bitteren Auseinander-

setzungen zwischen Schweizer Katholiken und Protestanten am Beginn des 18. Jahrhunderts berufen sich beide Parteien auf ihn und beschimpfen die jeweilige Gegenseite als tyrannische Vögte und Nachfolger Gesslers.

Friedrich Schillers Drama, 1803 uraufgeführt, hat deswegen die Eidgenossen von den vielen Varianten ihrer eigenen Legende erlöst und ihnen eine mit deutscher Gründlichkeit gereinigte Version zur Verfügung gestellt – auf der Basis von Aegidius Tschudi übrigens, dessen «Chronicon Helveticum» im 18. Jahrhundert im Druck erschienen war. Die Eidgenossenschaft selber hat der fleissige Schwabe nämlich nie betreten. Umso nachdrücklicher hat Schiller die Kontraste zwischen der guten und der bösen Gewalt hochgefahren, damit nun wirklich niemand mehr den guten Killer mit der Armbrust von seinem bösen Doppelgänger (dem Königsmörder Johannes Parricida im fünften Akt) verwechseln kann.

Ein Held ist deswegen ein Held, weil er die Regeln bricht. Ein Held ist deswegen ein Held, weil er sich verwandeln kann und unter verschiedenen Namen auftreten. Denn auf Friedrich Schillers Drama beruht auch das Drehbuch des Films «Wilhelm Tell. Das Freiheitsdrama eines Volkes», im Herbst 1933 am Vierwaldstättersee gedreht. Finanziert wird er von der «Terra»-Filmgesellschaft des Schweizers Ralph Scotoni, nationalsozialistisches Parteimitglied; ebenso eng mit dem NS-Regime verbunden sind der Hauptdarsteller Hans Marr und der Drehbuchautor Hans Johst, späterer Leiter der NS-Reichsschrifttumskammer. Die Ehefrau des Freiheitshelden spielt Emmy Sonnemann; sie heiratet zwei Jahre später Hermann Göring. Die Rolle des Landvogts Gessler dagegen ist mit Conrad Veidt besetzt, einem erklärten Gegner der Nazis. Er muss noch vor der Premiere des Films aus Deutschland flüchten. In England und den USA hat er dann für den Rest seines Lebens vorzugsweise deutsche Finsterlinge auf der Leinwand verkörpert, unter anderem den bösen Major Strasser in «Casablanca» – in dieser Rolle ist er bis heute einem breiteren Publikum bekannt.

Heldengeschichten sind immer Anleitungen zur Verwandlung vor Publikum: Die berühmte Inszenierung von Schillers «Tell» 1939 am Schauspielhaus Zürich, heroischer Inbegriff der Schweizer Landesverteidigung, wird von einem Ensemble aufgeführt, das zu mehr als zwei Dritteln aus Ausländern besteht. (Ihre unüberlesbar unschweizerischen Namen sind auf dem Plakat dann auch teilweise diskret weggelassen.)

Auf Wilhelm Tell als Vorbild hat sich 1865 der Mörder des US-Präsidenten Abraham Lincoln, John Wilkes Booth (ein Schauspieler) ebenso berufen wie die Anarchistin Tatjana Leontjeva, die 1906 in einem Grand Hotel in Interlaken den gefürchteten russischen Innenminister erschiessen wollte. Getroffen hat sie allerdings einen unbeteiligten französischen Touristen. Als Freiheitskämpfer in der Nachfolge Tells sehen sich auch die Kämpfer der palästinensischen Befreiungsfront, die 1969 auf dem Flughafen Zürich eine israelische Passagiermaschine attackieren, und die Teilnehmer der 1. Mai-Demonstration in Zürich 1971, die Tell auf dem Transparent vor sich hertragen, neben einer barbusigen Marianne und dem Porträt von Ho Chi-Minh.

4.

Erzählen klingt wie eine freundliche Tätigkeit. Aber Erzählen – und das macht die Geschichte vom Tell unübersehbar – schliesst die Lizenz zum Töten ein. Jeder, der sich auf sie beruft – von Sarnen bis Paris, von Weimar bis Washington, von Manila bis in den ungemütlich nahen Nahen Osten – kann sich mit ihrer Hilfe in einen freien Bauern aus dem Mittelalter verwandeln. Und zwar in einen, der am Schluss gewinnen wird. Wer vorgibt, mit der Stimme des Mannes mit der Armbrust zu sprechen, verwandelt sich damit in das unschuldige Opfer von Unterdrückung. Und gleichzeitig in den tapferen Rächer, der den Abzug drücken darf – vollautomatisch. Kein Wunder, dass diese mittelalterliche Erfindung zum Exportschlager geworden ist.

Aber aus der Geschichte vom Tell lässt sich noch mehr lernen. Am ausführlichsten berichtet sie nämlich von den Sachzwängen, Arbeitsbedingungen und Wünschen derjenigen, die vom Mann mit der Armbrust erzählen: Von Hans Schriber, Landschreiber von Obwalden, oder Aegidius Tschudi, Landvogt im Glarus, oder den aufständischen Bauern im Entlebuch 1656, bis Friedrich Schiller 1803 oder den Tell-Inszenierungen des 20. Jahrhunderts – Tell als nazifreundlicher Filmstar in Berlin 1933, als nazifeindlicher Bühnenheld in Zürich 1939. Lernen kann man dabei etwas über die Bedingungen, unter denen ein Freiheitskämpfer zu einem Helden wird, zu einer unwiderstehlichen Figur.

Tell hat einen Tiroler Zwillingsbruder. Auch dessen Geschichte beginnt in einem Büro, und auch seine Hauptperson ist ein Schreiber – sogar ein studierter Jurist. Im Jahr 1511 oder 1512, als in Altdorf gerade das erste Stück mit Wilhelm Tell als Hauptfigur auf die Bühne gebracht wird, macht er seinen Abschluss an der Universität Padua. Er ist gut vernetzt und hat sofort nach Studienabschluss einen Job, als Schreiber am Innsbrucker Hofgericht. Weil er ehrgeizig und tüchtig ist, steigt er innerhalb weniger Jahre zum Schreiber des mächtigen Landeshauptmanns von Tirol auf, der ihm immer heiklere Aufträge übergibt. 1524 wechselt er zu einem neuen Arbeitgeber, dem Bischof von Brixen; und als ein Jahr später in Deutschland und dann auch in Tirol der grosse Bauernaufstand losbricht, schliesst er sich den Aufständischen an, die ihn sofort zu ihrem Hauptmann wählen. Unser Mann ist nicht als Jurist und Bürogummi bekannt geworden, sondern als Rebell und charismatischer Freiheitskämpfer: Sein Name ist Michael Gaismair.

Michael Gaismair sorgt dafür, dass die Aufständischen in Brixen nicht nur die Burgen der Adligen plündern und die Häuser der verhassten Domherren verbrennen, sondern auch das Archiv des Klosters Neustift, mit allen Urkunden und Urbaren, in denen die Abgabenverpflichtungen der bäuerlichen Untertanen festgehalten sind. Als im Jahr darauf die Aufständischen in Radstadt einen letzten grossen Sieg erringen, passiert dasselbe: Überall dort, wo Gaismair im Aufstand etwas zu sagen hat, lässt er systematisch die Aufzeichnungen der Feudalherren vernichten; als Jurist und Schreiber weiss er, wie Verwaltung funktioniert. Und er – und das macht ihn in den turbulenten Jahren des Bauerkriegs einzigartig

– macht sich Gedanken, wie nach der Revolution eine neue Gesellschaft aussehen kann, nicht als theologischer Gottesstaat, wie bei seinem Thüringer Kollegen, dem Bauernführer Thomas Münzer, sondern auf juristischer Grundlage. Die Tiroler Landesordnung, die er 1525 als Grundlage für die Verhandlungen der Rebellen mit dem Landesherren ausarbeitet, formuliert weitreichende und radikale politische Forderungen. Sie reichen von der Säkularisierung des Klosterbesitzes und der Kirchenaufsicht durch die Gemeinden bis zur Förderung der Landeskinder in der Verwaltung.

Kein Wunder, dass der österreichische Herzog diesen Intellektuellen, der gleichzeitig erfolgreicher Söldnerführer ist, bei der ersten Gelegenheit verhaften lässt. Gaismair gelingt aber die Flucht, und er geht über die Berge nach Westen, in die Eidgenossenschaft. 1526 ist er in Luzern, dann bei seinem Freund und Unterstützer Huldrych Zwingli in Zürich. Im bündnerischen Kloster schreibt er eine zweite, noch radikalere Fassung seiner revolutionären Landesordnung: Tirol soll nach eidgenössischem Vorbild eine Republik werden. Er stellt aus den österreichischen Flüchtlingen eine schlagkräftige Söldnertruppe zusammen und zieht mit ihnen ein zweites Mal in den Krieg gegen die Fürsten. Nach der vernichtenden Niederlage der Aufständischen bei Radstadt 1526 gelingt ihm mit seinen Leuten der erfolgreiche Rückzug – diesmal nach Süden, in das Gebiet einer anderen Republik, nämlich Venedig.

In deren Diensten macht er eine dritte Karriere als *condottiere*, also Söldnerführer, bis er sich 1530 zur Ruhe setzt, einen Landsitz bei Padua erwirbt und sich mit seiner Frau und seinen vier Kindern niederlässt. Aber die politische Grosswetterlage hat sich gedreht. Die venezianische Republik lässt ihn fallen – zumal er bekennender Reformierter ist. Und die Österreicher haben ihn nicht vergessen. Schon in den Jahren zuvor hatte die habsburgische Kanzlei in Innsbruck mehrere bezahlte Killer auf ihn angesetzt, allerdings erfolglos. Nachdem die Republik Venedig Gaismair nicht mehr beschützen will, gelingt im April 1532 das Attentat: Gaismair wird von unangemeldeten Besuchern in seiner Villa überrascht und mit zahlreichen Messerstichen umgebracht, ebenso sein Pferdekehnecht. Der Bürgermeister von Padua meldet die Tat nur wenige Stunden später an seine Vorgesetzten in Venedig: Eine Verfolgung oder Fahndung nach den Tätern findet nicht statt. Seine Witwe verkauft den Landsitz – an einen katholischen Priester für einen Drittel der Summe, die Gaismair drei Jahre zuvor dafür bezahlt hatte – und geht mit den Kindern nach Zürich.

Das Ende eines Helden ist gewöhnlich der Anfang der Heldengeschichte: Denn Gaismair taucht bereits zwei Generationen später als unerschrockener Kämpfer für die Sache der Reformation in den Märtyrerkatalogen der protestantischen Historiker auf. Im 19. Jahrhundert wird er in Tirol zum Helden der aufgeklärten und antiklerikalen Geschichtsschreibung, und kein Geringerer als Friedrich Engels erklärt ihn in seiner Schrift zum Bauernkrieg zum revolutionären Helden und zum Vorkämpfer der Freiheit der Arbeiter und Bauern. Solange die Habsburger regieren, gibt es allerdings keine wissenschaftlichen Arbeiten zu seiner Person. Der Tiroler Historiker Hugo Hantsch lobt Gaismair in den 1930er

Jahren zwar als «wendigen Diplomaten», seine Landesordnung ist für ihn allerdings «kommunistisch». Andere sehen das nicht so: Der erfolgreiche nationalsozialistische Heimatdichter Josef Wenter verfasst ein historisches Theaterstück «Michael Gaismair», das 1940 in Innsbruck Premiere hat und den Bauernführer zum völkischen Heroen macht. Für den Gauleiter von Tirol und Salzburg, Eduard Frauenfeld, ist Gaismairs Landesordnung schliesslich nichts anderes als «das nationalsozialistische Programm im Gewand des 16. Jahrhunderts».

Helden müssen eben elastisch sein. Die 1983 gegründete Michael Gaismair-Gesellschaft dagegen versteht sich als kritische Gegenstimme der Zivilgesellschaft, die «widerständige und alternative Traditionen» sichtbar machen möchte, wie sie auf ihrer homepage schreibt. Das republikanische Österreich der Nachkriegsjahre hat mittlerweile eine ganze Menge Strassen nach dem Bauernführer benannt. Deswegen lautet die offizielle Adresse des Tiroler Landesarchivs heute Michael Gaismair-Strasse 1 – nicht schlecht für einen Juristen, dessen politische Taktik unter anderem auf dem systematischen Zerstören der Urkunden der verhassten Obrigkeit beruht hatte.

Aber wieso ist aus Gaismair auch nach 1945 kein so erfolgreicher Held wie Wilhelm Tell – oder dessen Tiroler Pendant Andreas Hofer – geworden? Das liegt nicht nur an seiner ganz anderen Positionierung zum politischen Katholizismus, ohne den es in Tirol, Nord und Süd, wohl schlicht nicht geht. (Ein Michael Gaismair-Gymnasium gibt es bis heute nicht.) Der Grund liegt anderswo: Wir wissen zu viel über ihn, den Juristen, Bürokraten, Bergwerksbesitzer, Söldnerführer. Er hat sehr viele schriftliche Spuren hinterlassen, und deswegen wissen wir eben auch einiges, das zu einer posthumen Karriere als Befreiungskämpfer und Nationalheld nicht so richtig passen will. Zum Beispiel die Tatsache, dass er seinen gut bezahlten Job beim Tiroler Landeshauptmann 1524 deswegen verloren hat, weil er beim Anwerben von Söldnern Geld unterschlagen hatte – damals eine übliche Praxis, aber offenbar hat er es damit übertrieben. Im Mai 1525, kurz nach der Plünderung des reichen Klosters in Brixen an der Spitze von 5000 Aufständischen, schreibt er einen Brief an seinen Dienstherrn, den geflüchteten Bischof von Brixen. Er sei weiterhin sein treuer Diener, versichert er dem Bischof darin, und er habe sich nur zum Hauptmann der Bauern wählen lassen, um Schlimmeres zu vermeiden und «frid und recht» aufrechtzuerhalten. «Euer fürstlich gnaden schloss», versichert er dem Bischof, «ist nicht beschedigt worden» – und er beendet den Brief mit der Bitte, der Bischof möge das Schriftstück «von stund an verpennen».

Das hat der Bischof zum Glück nicht getan, sonst wüssten wir nichts von der Rückversicherungstrategie unseres Helden. Als Historiker kennt man das Phänomen: Detaillierte schriftliche Überlieferung ist schlecht für heroische Tradition. Wilhelm Tells Heldenkarriere wäre im 19. und 20. Jahrhundert deutlich nüchterner verlaufen, wenn nicht 1799 das Archiv in Altdorf und damit der Grossteil der mittelalterlichen Schriftquellen des Standes Uri verbrannt wären.

Denn der Superheld der bäuerlichen Revolutionen kommt zwar im Büro zur Welt. Aber damit heldenmässig etwas aus ihm werden kann, muss er es ganz schnell verlassen. Seine Karriere hat er letztlich ganz woanders gemacht. Dort nämlich, wo die Helden in aller Ruhe echte Helden sein können, wo sie wie Helden leben und wie Helden sterben können, jeden Abend – auf der Bühne.

Wenn Sie mehr wissen wollen

Michael Blatter und Valentin Groebner, Wilhelm Tell, Import-Export, Baden 2016.

Jürgen Bücking, Michael Gaismair: Reformen, Sozialrebell, Revolutionär, Stuttgart 1975.

Thomas Kramer und Dominik Siegrist, Terra. Ein Schweizer Filmkonzern im Dritten Reich, Zürich 1991.

Josef Macek, Michael Gaismair, vergessener Held des Tiroler Bauernkriegs, Wien 1988.

Jon Mathieu, Eva Bachmann und Ursula Butz, Majestätische Berge. Die Monarchie auf dem Weg in die Alpen, Baden 2018.

Bernhard Stettler, Die Eidgenossenschaft im 15. Jahrhundert. Die Suche nach einem gemeinsamen Nenner, Menziken 2004.

Andreas Suter, Der schweizerische Bauernkrieg von 1653, Tübingen 1997.

Universitätsreden

-
- | | | |
|----|---|---|
| 1 | Walter Kirchschräger | Pluralität und inkulturierte Kreativität.
Biblische Parameter zur Struktur von Kirche
<i>[Rektoratsrede, 7. November 1997]</i> |
| 2 | Helmut Hoping | Göttliche und menschliche Personen. Die Diskussion um
den Menschen als Herausforderung für die Dogmatik
<i>[Antrittsvorlesung, 30. Oktober 1997]</i> |
| 3 | Rudolf Zihlmann | Zur Wiederentdeckung des Leibes.
Vom Zen-Buddhismus zu neueren westlichen Erkenntnissen
<i>[Gastvorlesung, 12. November 1997]</i> |
| 4 | Clemens Thoma | Das Einrenken des Ausgerenkten. Beurteilung der
jüdisch-christlichen Dialog-Geschichte seit dem Ende des
zweiten Weltkrieges
<i>[Abschiedsvorlesung, 18. Juni 1998]</i> |
| 5 | Walbert Bühlmann | Visionen für die Kirche im pluralistischen Jahrtausend
<i>[Festvortrag an der Thomas-Akademie, 21. Januar 1999]</i> |
| 6 | Charles Kleiber | L'Université de Lucerne, quel avenir?
<i>[Vortrag Generalversammlung Universitätsverein Luzern,
25. März 1999]</i> |
| 7 | Helga Kohler-Spiegel | «Wenn ich könnte, gäbe ich jedem Kind einen
Leuchtglobus...»
<i>[Abschiedsvorlesung, 9. Mai 1999]</i> |
| 8 | Rolf Dubs | Universitätsstudium – Anforderungen aus der Sicht der
Lehr- und Lernforschung
<i>[Festvortrag vom Dies Academicus, 10. November 1999]</i> |
| 9 | Kaspar Villiger | 400 Jahre Höhere Bildung in Luzern – Bildung an der
Schwelle des 21. Jahrhunderts
<i>[Dokumentation der 400-Jahr-Feier, 5. April 2000]</i> |
| 10 | Enno Rudolph
Gabriel Motzkin
Beat Sitter-Liver
Uwe Justus Wenzel | Menschen züchten? Nach der Sloterdijk-Debatte:
Humanismus in der Krise
<i>[Podiumsgespräch, 13. Januar 2000]</i> |
-

11	Kurt Seelmann	Thomas von Aquin am Schnittpunkt von Recht und Theologie <i>(Festvortrag an der Thomas-Akademie, 20. Januar 2000)</i>
12	Paul Richli	Das Luzerner Universitätsgesetz im Fokus der Rechtswissenschaft <i>(Dokumentation, 26. Oktober 2000)</i>
13	Andreas Graeser	Nachgedanken zum Begriff der Verantwortung <i>(Festvortrag zum fünfzehnjährigen Bestehen des Philosophischen Seminars, 7. November 2000)</i>
14	Johann Baptist Metz	Das Christentum im Pluralismus der Religionen und Kulturen <i>(Festvortrag an der Thomas-Akademie, 25. Januar 2001)</i>
15	Paul Richli	Eröffnungsfeier der Rechtswissenschaftlichen Fakultät <i>(Ansprachen, 22. Oktober 2001)</i>
16	Helen Christen	Fallstrick oder Glücksfall? Der deutsch-schweizerische Sprachformengebrauch in Diskussion <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 5. November 2003)</i>
	Hubertus Halbfas	Traditionsabbruch. Zum Paradigmenwechsel im Christentum <i>(Festvortrag zur Thomas-Akademie, 22. Januar 2004)</i>
17	Gabriela Pfyffer von Altshofen	Infektionskrankheiten. Schreck von gestern – Angst vor morgen? <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 3. November 2005)</i>
	Florian Schuller	Vom Nach-denken und vom Vor-denken. Oder: Wo sich gangbare Wege zeigen in der Krise christlicher Existenz <i>(Festvortrag zur Thomas-Akademie, 19. Januar 2006)</i>
18	Rudolf Stichweh	Die zwei Kulturen? Gegenwärtige Beziehungen von Natur- und Humanwissenschaften <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 9. November 2006)</i>
	Felix Bommer	Hirnforschung und Schuldstrafrecht <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 24. Oktober 2007)</i>

19	Rudolf Stichweh	Universität nach Bologna. Zur sozialen Form der Massenuniversität <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 29. Oktober 2008)</i>
	Rudolf Stichweh	Universität in der Weltgesellschaft <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 1. Oktober 2009)</i>
20	Paul Richli	Die Universität als rechtlicher Raum <i>(Akademische Rede am Dies Academicus, 4. November 2010)</i>
21	Monika Jakobs	Wissenschaft und Gender <i>(Akademische Rede am Dies Academicus, 2. November 2011)</i>
	Dick Marty	Zehn Jahre Rechtswissenschaftliche Fakultät Luzern <i>(Festvortrag zur Jubiläumsfeier der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Luzern, 11. November 2011)</i>
22	Harold James	Internationale Ordnung nach der Finanzkrise <i>(Gastvortrag auf Einladung des Ökonomischen Seminars und des Historischen Seminars der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, 22. November 2011)</i>
23	Walter Kirchschräger	«Die Kirchen Gottes (die in Judäa sind) in Christus Jesus.» [1 Thess 2,14] <i>(Abschiedsvorlesung vom 23. Mai 2012)</i>
24	Aram Mattioli	Die Native Americans und der Memory-Boom in den USA <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 8. November 2012)</i>
25	Fritz Zurbrugg	Fiskal- und Geldpolitik im Spannungsfeld stabilitätsorientierter Wirtschaftspolitik <i>(Vortrag auf Einladung der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, 21. November 2012)</i>
26	Paul Richli	Der Schweizer Franken und sein Wert – ein juristischer Aufreger erster Güte <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 7. November 2013)</i>
	Harold James	Europa und Euro <i>(Gastvortrag am 7. November 2013 an der Universität Luzern anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Kultur- und Sozialwissenschaftliche Fakultät.)</i>

-
- 27 Kaspar Villiger **Schuldenbremsen: Udemokratische Einschränkung der parlamentarischen Budgethoheit oder notwendige Selbstbindung der Politik?**
(Gastvortrag auf Einladung der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, 27. Oktober 2014)
-
- 28 Sir Anthony Kenny **Determinismus und Freiheit: Eine lebenslange Auseinandersetzung**
(Gastvortrag auf Einladung der Theologischen Fakultät, 26. April 2017)
-
- 29 Josef Ackermann **Zerstörerische Schöpfung: Lehren aus der Finanzkrise und die Zukunft Europas**
(Gastvortrag im Rahmen der Reichmuth & Co Lecture Nr. 8, 5. September 2017)
-
- 30 Gerhard Schwarz **Weder gottgleich noch dämonisch: Argumente für die Vereinbarkeit des Kapitalismus mit dem Christentum**
(Ausführliche Fassung des Gastvortrags vom 3. November 2016 im Rahmen des Anlasses «Der Kapitalismus – ein Feind der Kirchen?» auf Einladung der Theologischen und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät)
-

